

Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst
Band: 6 (1916)
Heft: 16

Artikel: Wie ich meinen Beruf wählte
Autor: Krebs, Werner
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-635866>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 05.05.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Ein anderer Weg nach der Moosegg führt von Biglen aus über Arni. Dieses Dorf liegt am Ostende des Arni-



Walkringen.

mooses, eingebettet in eine der vielen Mulden, die in die Terrassen zu beiden Seiten der Talsohle eingegraben sind

und dem Tal einen interessanten Charakter verleihen. Arni ist ein ruhiges, heimeliges Bauerndorf, eine Perle des Hinterlandes von Biglen, wo sich eine aufgeweckte und für den Fortschritt zugängliche Bauersame durch zähen Fleiß und Ausdauer zu bedeutendem Wohlstand emporgerungen hat. Zur Einwohnergemeinde Arni gehören auch das habliche Bauerndörfchen Lütwil am Fuße der Gumm und der Weiler Kleinrot.

Walkringen. Während Biglen in behaglicher Breite an der Sonnhalde der Gummhöhe sich ausdehnt, liegt Walkringen schattenhalb, von dort herab zu sehen, wie in einer Nische des freundlichen Wiesentales nedsch versteckt. Und wie wunderhübsch sieht sich's an! Ein Kleinod, buchstäblich und bildlich, das Kirchlein auf seinem Hügel, das Dörflein überragend. Links und rechts der Dorfstraße die Häuser zwanglos gruppiert, jedes sein eigenes, freundliches Gesicht weisend, ein Dorfbild, wie es sich ein Freund des Heimatstuhles nicht besser wünschen kann. Zu seinen Füßen dehnt sich ein Torfmoos bis nach Enggistien, bald bis auf den letzten Fuß breit in abträgliches Kulturland verwandelt. Am Westrand, auf sanfter, sonniger Halde liegt das Rütlihubelbad mit einer heilkräftigen Eisenquelle, mit seinen vielen stillen Ecken und Socken und lauschigen Plätzchen, so recht ein Ort zum Ausruhen, Nervenanspannen und Kräftesammeln, regelmäßig besucht von Hunderten von Kurgästen, die dort dank der würzigen Landluft, abseits vom aufreibenden Geschäftstreiben, an Leib und Seele gesunden. Weiter oben, gar behäbig in sonniger Mulde, Wikarts-wil. Endlich auf freier Höhe, als ein rechter Luginsland, das Thuner Ferien- und Erholungsheim auf dem Bühl. In einer halben Stunde ist die Menziwilegg erreicht. Hier reicht die Rundschau vom Titlis bis zum Neuenburgersee und der Fuß wandert stundenlang fast ebenen Wegs durch Wald und Feld über den langgestreckten Begüssen nach Schafhausen oder Hasle-Rüegsau hinab. Westwärts führt eine schöne neue Straße nach Uzigen und ins Worblental, daneben viele Waldpfade nach dem Biembach, über Diepoldschauenegg nach dem Lauterbach, Thorberg und Oberburg-Burgdorf.

Wie ich meinen Beruf wählte.

Schon als etwa zwölfjähriger Knabe machte ich mir in meinen freien Stunden viel zu schaffen im Bureau und Archiv meines Vaters, eines Gerichtsbeamten. Ich las dort die Gesetze und Verfassungen meiner Heimat, alle Urkunden, Verhandlungen über interessante Rechtsfälle, Gutachten und Anträge von Rechtsgelehrten usw. Mein Vater gab mir die verwickeltesten Krazfüße in den Manuskripten und Unterschriften der Gerichtsakten zum Kopieren und freute sich, wenn ich sie entziffern konnte. Diese Übung kam mir in meinem spätern Berufe wohl zustatten.

So war es begreiflich, daß ich mir als selbstverständlich in den Kopf gesetzt hatte, den Spuren meines Vaters zu folgen und Rechtswissenschaft zu studieren. War doch mein ältester Bruder bereits ein flotter stud. jur., der mir als ideales Vorbild erschien. Aber im Familienrate war es anders beschlossen. Als ich eines Tages, gelegentlich einer Schulpromotion, mit meinem Entschlusse ausrückte, wurde mir als entschiedenes „Non possumus!“ zur Antwort: „Es sind schon zwei Söhne auf der Universität, die, obwohl fleißig und solid, viel Geld kosten. Mehr können wir nicht erschwinnen. Der Dritte hat auch ein Handwerk erlernt; der Vierte und Jüngste muß sich ebenfalls fügen.“

Dieser väterliche Entscheid war eine arge Enttäuschung, aber keine Entmutigung. Ein Handwerk sollte ich wählen! Aber welches? Schon lange hatte ich auf meinem Wege zur Schule oder bei Einfäufen und Bestellungen, mit denen die Eltern mich beauftragten, in manche Werkstätte geguckt und mit Interesse den Handierungen der Gefellen

zugehaut. Alltätlich kam ich an einer Buchdruckerei vorbei, durch deren breite Fenster man die Seher beobachten konnte, wie sie flink die Lettern jingen oder sie in die Fächer des Kastens zurückwarfen; oder wo man dem rumpelnden Gang der Schnellpresse — damals eine allerneueste Erfindung dieser Buchdrucker-Kunstbude — zuschauen konnte, die einen Bogen nach dem andern des Tagblattes fliegen ließ. Dieses Schaufenster war eine der Hauptattraktionen der heimwärtskehrenden neugierigen Schulkjugend. Sollte es nicht möglich sein, die Geheimnisse dieser Kunst statt nur von außen durch das Fenster aus unmittelbarer Nähe zu betrachten. Dem jovialen Tagblatt-Drucker, dem ich einen eigenhändig und aus eigener Initiative geschriebenen Beitrag — meine erste literarische Leistung! — schüchtern überbrachte, wagte ich eine solche Bitte, gleichsam als Honoraranpruch, vorzutragen, und ich fand willige Aufnahme. So brachte ich denn — ohne Wissen meiner Eltern und Kameraden — manche freie Stunde beim Sezen und Drucken der Zeitung zu, bis eines schönen Tages mein Vater davon erfuhr, mir Vorwürfe über meine Geheimnisfrämerei machte, aber heimlich doch Freude an meiner Wißbegierde, Initiative und Selbsthilfe hatte.

Schon damals hatte ich mir den Spruch eingepägt, der auf einem Bilbe in meinem Zimmer zu lesen war: Prüfet alles und das Beste behaltet! Das muß wohl auch bei der Berufswahl zutreffen, dachte ich mir. Auf gleiche Weise suchte ich nun auch manch andere Werkstätte auf. Ich hatte mir eine ganze Reihe von Berufen notiert, die möglicherweise für mich passen könnten: Buchbinder, Photograph (damals ein ganz moderner Beruf), Lithograph,

Goldschmied, Maler, Graveur, Sattler, Schreiner, Drechsler u. a. m. Bei all den Meistern der Vaterstadt fand ich freundliches Gehör und bereitwillige Aufnahme. So widmete ich denn während eines Winters jeden freien Nachmittag einer andern Werkstätte und machte in meinem Tagebuch fleißige Notizen über meine Erfahrungen und Beobachtungen und über die auf meine Fragen von den Arbeitern erhaltenen Antworten. Wie manche Enttäuschung mußte ich nicht erleben, die zur Folge hatte, daß ich sofort in der Liste den betreffenden Beruf kräftig durchstrich.

Es waren meist lauter Zufälle, die meine Entschlüsse leiteten.

Von der Neigung zur Sattlerei war ich beim ersten Besuch befehrt, als ein Arbeiter mit einem Pfriem sich die Hand durchbohrte, so daß das Blut stromweise ausfloß und auch mein Gesicht und meine Kleider bespritzte. Am Malerberuf fand ich keinen Gefallen, weil mir ein Arbeiter, der offenbar ob meiner Neugierde sich ärgerte, heimlich auf dem Rücken meines neuen Rockes einen Pinselstrich anbrachte, so daß die Gassenbuben mich verspotteten, als ich arglos die Kunstbude verließ, um nach Hause zu gehen; und die Mutter war auch nicht besonders erfreut über solche Kunstleistungen. In der Schreinerwerkstatt erhielt in meiner Gegenwart der Lehrbursch vom Obergesellen eine klatschende Ohrfeige, weil er die Leimpfanne fallen ließ, so daß der heiße Leim sich über die Füße des Gesellen ergoß. Auch der Goldarbeiter hatte Pech bei der Reparatur eines Ringes; der Edelstein kam aus der Fassung und damit auch der Prinzipal, denn dieser suchte das Jewel vergeblich auf den Brettern und in den Fugen des Bodens, der eben kein goldener war. Die Flüche des Goldschmieds konnten mich nicht für dieses edle Handwerk entflammen. Ebenso wenig die Schimpfworte des Buchbindermeisters, der seinem ideal veranlagten Lehrbuben vorwarf, er sei nicht dazu da, die Bücher zu studieren und ganze Gedichte daraus abzuschreiben, sondern um sie zu binden.

So kam ich denn nach langem Beobachten und Erwägen zu meiner ersten Liebe zurück und erklärte meinem Vater, ich wolle Buchdrucker werden. Dieser war aber nicht, wie viele andere, ein Mann, der jeden Wunsch seiner Kinder ohne weiteres guthieß. Das mußte gründlich überdacht sein! Und da er selbst in Gewerbesachen wenig Erfahrung besaß, mußten gute, sachkundige Freunde als Berater zugezogen werden, so u. a. auch der Hausarzt, der Stadtpfarrer, meine Lehrer und zuletzt noch ein alter Hausfreund, der den Philosophen, Kunst- und Altertumsforscher, Schriftgelehrten und höheren Staatsbeamten in sich vereinigte.

Dieser nahm die Mission besonders ernst. Ich mußte eine lange Prüfung über meine Neigungen und Fähigkeiten über mich ergehen lassen und schließlich einen noch längeren gelehrten Vortrag über die wirtschaftlichen Aussichten der verschiedenen Berufe, ihre Vor- und Nachteile und dergleichen annehmen. Das Ergebnis all dieser Beratungen war, daß man unter obwaltenden Umständen meine Wahl als die denkbar richtigste erklärte. Ich war im siebenten Himmel!

(Aus „Mittel für eine rationelle Berufswahl im Mittelstande“, preisgekrönte Arbeit von Werner Krebs, Sekretär des schweizerischen Gewerbevereins. Komm.-Berlag von A. Francke, Bern.)

Früeligmorge.

Es schtredt sed e Tanne-n-am Morge-n-im Wald:

„Es bißeli Sunne, das freut eine halt!“

Dr Bärgee, är ginet und blinzet und seit:

„Es wohlet eim nadiß, wenn d'Sunne-n-ufgeit!“

Es Hüsi erwachet, es lachet voll Freud:

„I schmöcke dr Früelig, ha's gesähter scho gseit!“

Walter Dietiker.

Fritz und Mimi.

Eine Kindergeschichte von Emmy Lebba-Haaf.

Fritz und Mimi besuchen beide eine Schule, wo die Geschlechter noch nicht getrennt sind. Sie treffen sich unterwegs, denn Mimi hat den weitem Weg und Fritz harret getreulich der kleinen Kameradin vor dem Schaufenster einer Buchhandlung. Er muß sich in Geduld üben, denn Mimi kommt regelmäßig zu spät. Wenn die kleine Person dann leichtfüßig auf ihn zukommt, sagt er nichts, nur falls sie etwa noch vor dem Schaufenster stehen bleibt, um die lustigen Münchner Bilderbogen zu betrachten, pupt er sie energisch am Mäntelchen. „Komm, Mimi.“ Sie gehorcht und springt dann um so schneller durch die altherwürdigen Lauben Berns. Fritz trottet hinter ihr her, wie ein kleiner Bär, der einem schlanken Wiesel folgt. So langt das kleine Pärchen vor dem alten Hause an der Junterngasse an, in dem sich die Privatschule befindet. Mimi springt nach ihrer Gewohnheit die Treppen hinauf, immer zwei Stufen auf einmal nehmend, Fritz, der sich nicht aus der Ruhe bringen läßt, in gleichmäßigem Tritt. Dafür hat Mimi die Genugtuung, als Erste die Klingel zu ziehen. Fritz sagt dann zwar ganz vernehmbar, daß das alte Fräulein, das ihnen öffnet, es hören kann: „Ja, gelt, wenn ich Dir nicht warten würde, wäre ich vor Dir da.“ Die Lehrerin mit dem glatten, grauen Scheitel und der Brille, die ihr ein strenges Aussehen gibt, geleitet sie ins Schulzimmer, das besonders zur Winterszeit einen gemütlichen Anstrich hat. Erstens herrscht da eine angenehme Wärme, die von einem großen Kachelofen ausgeht, dann sind nicht Schulbänke, welche die Kinder benützen, sondern die kleine Schar sitzt um einen runden Tisch, was lange nicht so steif aussieht. An den Wänden sind Farbendrucke in gefälligen Rahmen angebracht, nur eine große Wandtafel erinnert, daß hier Schule gehalten wird. Lieblich muten zwischen den hohen Doppelfenstern die selbstgezogenen Hyazinthen an, und um die Idylle zu vervollständigen, zwischert ein Kanarienvogel im Bauer, unbekümmert darum, was wohl die alte Kake denken mag, die neben dem Ofen behaglich schnurrt.

So ist die Schule bei Fräulein Lindner. Die Kinderaugen nehmen das Bild auf und bewahren es bis in spätere Zeiten in ihrem Gedächtnis. Wenn sie dann in das große, nüchterne Schulhaus eintreten, sagen sie: „Wie schade, es ist lange nicht so hübsch wie bei Fräulein Lindner.“ Natürlich gewöhnen sie sich mit der Zeit an die Nüchternheit der Schule, wie überhaupt an so vieles Nüchterne und Banale im täglichen Leben; aber in einem Alter, wo alle Eindrücke so lebhaft sind, ist es gewiß gut für die Kleinen, daß sie eine so gemütliche, altmodische Schultube haben.

Fritz und Mimi sitzen nun im Kreis ihrer Schulkameraden und müssen aufmerksam zuhören. Mimis Augen schweifen gern herum, sie guckt die lange Elisabeth an, die für ihr Alter sehr groß und demgemäß ernst ist, die kleine Adele und die wilde Helene, die immer zu übermütigen Streichen aufgelegt sind, und die geschwätige Marie, die gern zuflüstert. Gelegentlich fährt das Fräulein mit dem langen Lineal dazwischen. Den können die Buben oft verspüren. Sie sitzen alle in einer Reihe. Da ist der schlaue Emil, der sich geschwind duckt, wenn er Fritz einen Schabernad zugefügt hat, der hübsche kleine Walter mit dem Krauskopf, der so gern lacht, und der ehrgeizige Oskar, der gerne die andern angibt.

In der Frühstückspause packen die Kinder ihre Semeln aus und Mimi steckt ihrem Weggenossen etwas Schokolade zu. Das ist der Lohn für sein geduldiges Warten.

„Dem Fritz geht's gut,“ meint Emil neidisch.

„Eben,“ sagt Mimi kampflustig, „der ist auch mein Schak.“

„Ein schöner Schak,“ höhnt Emil, „so ein Mehlsack.“